

viel Verachtung stößt. Dieser Hinweis wurde angesichts der Botschaft ihres Weges des Vertrauens und der Hingabe, womit sich die menschliche Gesellschaft am leichtesten erneuern ließe (was Pius XI. bei ihrer Heilig-sprechung 1925 betonte), kaum beachtet.

Ihr Gottesbild als Geheimnis barmherziger Liebe – der zentrale Gedanke ihres Glaubens und theologischen Denkens – ist für sie die Synthese von Väterlichkeit und Mütterlichkeit schlechthin. Mit Freudentränen ob dieses Wunders sagte sie einmal: „Du, der Du es verstandest, das Herz der Mütter zu erschaffen, in Dir finde ich den zärtlichsten aller Väter. Für mich ist die Liebe Deines Herzens mehr als mütterlich.“ Die mütterlichen Gleichnisse von Gottes Liebe schon im Alten Testament waren ausschlaggebend für ihr Gottesbild. In dieser Liebe entdeckte sie das Geheimnis ihrer eigenen Berufung, das Wesen der Berufung und Sendung der Kirche überhaupt. Und warum hat uns Gott eine junge Frau, die auch Edith Stein sich als Vorbild gewählt hat – eine Frau mit einem mütterlich liebenden Herzen, das Kind eines mütterlich liebenden Gottes –, als Patronin einer missionarischen Kirche für die heutige Welt geschenkt, Thérèse, „die größte Heilige der Neuzeit“ (Pius X.)? Weil „nur die Liebe zählt!“

Leo Karrer

In dankbarer Erinnerung an Bischof Josef Maria Reuss

Wer für notwendige Reformen eintritt und Erkenntnisse ausspricht, die viele teilen, aber nur wenige offen auszusprechen wagen, muß auch als anerkannter Priestererzieher, Theologe und Bischoferfahren, daß er zum Außenseiter gestempelt wird. Trotzdem hat Weihbischof Reuss seine/unsere Kirche mit einem langen Atem geliebt und sein Leben in tiefer Verbundenheit mit ihr für seine Mitmenschen gelebt. red

Vielen besorgten Katholiken in den deutschsprachigen Ländern kommt das Wort „Winter“ über die Lippen, wenn sie an Kirche

denken. Ida F. Görres hat schon die unmittelbare Phase nach dem Konzil so empfunden. Heute meint man im Unterschied zu ihr eher restaurative Tendenzen, jene schleichende und schwer faßbare – und deshalb zuweilen auch vorschnell diagnostizierte – Stimmung, die durch Einzelentscheidungen der Kirchenleitungen noch verstärkt wird. Viele Anzeichen nähren die berechtigte Sorge, daß manche Aufbrüche des Konzils und der Synoden wieder in den Pferch einer geschlossenen kirchlichen Ordnung zurückgedrängt werden. Der Gegenstoß auf diese bemühte Kirchenraison zeigt sich u. a. auch in Kirchenverdrossenheit, Unruhe und Spannungen. – Ist es da nicht gewagt und sozusagen naiv, von Liebe zur Kirche zu sprechen – in einer Zeit, in der vielen, denen Kirche am Herzen liegt, sie ihnen auch auf den Magen drückt?

In dieser Situation bin ich ungemein dankbar für die Begegnung mit Weihbischof Dr. Josef Maria Reuss († 5. 6. 1985), die sich mir durch die Mitarbeit an der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland in Würzburg geschenkt hat (in der Kommission VII: Dienste, Ämter, Charismen). Zwar hat sich der Eindruck aus der zeitlichen Distanz nicht verringert, daß die Würzburger Synode pastoral mehr hätte erbringen sollen. Aber der unbezahlbare „Ertrag“ für mich war und blieb die einmalige Chance, Frauen und Männern aus dem weiten und eindrucksvollen Bereich des deutschen Katholizismus zu begegnen, die zu kennen ich heute nur noch dankbar sein kann.

Mit am nachhaltigsten hat die Begegnung mit Bischof Reuss auf mich gewirkt. Dabei wäre es irreführend, wenn ich den Eindruck erwecken wollte, als hätten wir uns gut gekannt. Immerhin war es jedoch möglich, über diese seine Wirkung mit ihm zu sprechen und ihm zu schreiben. Von solchen Erfahrungen her wird auch verständlich, warum mich seine Biographie (die m. E. unbedingt geschrieben werden sollte) zu interessieren begann. – Aus den Gesprächen mit ihm, aus Gehörtem und Gelesenem erwuchs das „Bild“ vom Divisionspfarrer, der im Rußland-Feldzug beim Rettungsversuch von jüdischen Kindern größten Mut bewies

und infolge der Winterstrapazen seine Division krank verlassen mußte und später als Gefängnispfarrer in Paris viele zum Tode Verurteilte auf deren letztem Gang begleitete. – In der Nachkriegszeit förderte er als Regens des Mainzer Priesterseminars Selbständigkeit und Dialogbereitschaft der künftigen Priester, Fähigkeiten, auf die er später als Bischof und Konzilsteilnehmer mit Nachdruck hingewiesen hat. Durch ein hohes Maß an gewährter Freiheit und Ernstnehmen des einzelnen Priesterkandidaten hat er ganze Priestergenerationen im Bistum Mainz in wichtigen Jahren begleitet; und mit seinem nachkonziliaren Stil vor dem Konzil hat er natürlich Aufsehen erregt.

Als Professor für Pastoraltheologie seit 1946 (in Personalunion mit dem Amt des Regens und später als Weihbischof) ist er nicht nur als Priestererzieher, sondern vor allem auch als Fachmann für sexualethische Fragen und für Familienseelsorge bekannt geworden. Leicht vergißt man heute, daß er im Hinblick auf die innerkirchliche Diskussion um verantwortete Elternschaft bahnbrechend gewirkt hat. – Seinem Namen begegnet man in den 60er Jahren als Mitglied der Päpstlichen Kommission zum Studium der Bevölkerungs-, Familien- und Sexualprobleme, als vielseitig engagiertem Vorsitzenden der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen, als Redaktionsratsmitglied von *Diakonia* (1966–69), in der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz, in der Bischofskommission für Priesterfragen und als Herausgeber und Autor von Büchern, Aufsätzen und Beiträgen in Sammelwerken.

In seinen Publikationen scheinen die Anliegen schwerpunkthaft auf, für die er z. T. auch in der Synodenaula in Würzburg – selten leider, weil er krankheitshalber oft fehlen mußte, aber dann mit Format und argumentativer Klarheit – eingetreten ist: verantwortete Elternschaft, Jugend, Eucharistie, Freiheit und kirchlicher Gehorsam bzw. Lehramt, Seelsorge und Ausbildung der Priester usw. Es versteht sich von selbst, daß er damit „heiße“ Eisen berührte, vor allem dann, wenn er sich zu Fragen der Sexualmoral (*Humanae vitae*), zur Priesterausbildung und der Frage um verheiratete Priester äußerte. So blieb ihm – wie vielen anderen – ein

zweigeteiltes Echo nicht erspart. Er erlebte auch mit seiner letzten Schrift: „In der Sorge um die Priester und das ganze Gottesvolk. Überlegungen zum Zölibatsproblem“ (Mainz, 1982), das, was in den Protokollen der Würzburger Synode lakonisch mit „teilweise Beifall“ vermerkt ist. So „erntete“ er langanhaltenden Beifall, als er sich z. B. für die Freiheit einer verantwortlichen Methodenwahl aussprach; die Presse schrieb sogar vom „Fall Reuss“. – Aber in der Synodalkommission konnte man auch mehrfach beobachten, mit welcher „Freundlichkeit“ die Voten und Wortmeldungen von Bischof Reuss, die Freiraum für kirchliches Handeln eröffneten, verdankt, aber auch schnell übergangen wurden. Diese „korrekten Formen“ des Nicht-Eintretens auf seine Anliegen und Äußerungen wirkten wie Abwehr. Argumente sollten keine Kraft entwickeln, wenn Ängste und Interessen dagegenstanden. Manche Reaktionen auf seine letzte Schrift – in Sorge um die Priester – waren z. T. von solcher verständnisloser Ablehnung bzw. Dummlichkeit und Lieblosigkeit gekennzeichnet, daß es des „Sängers Höflichkeit“ verbietet, sie im einzelnen zu vermelden.

Dabei ist es nicht nur die Klarheit seiner Gedankenführung und ihrer Vermittlung, die überzeugt, sondern die spannungsvolle Verbindung von theologischer Tiefe (mit einer eindeutigen christologischen Ausrichtung) und von pastoraler Weite und Offenheit für die Menschen mit ihren persönlichen und gesellschaftlichen Problemen. Von daher wehrt er sich auch gegen ängstliche Vereinnahmungen und Verengungen in der Kirche, aber auch gegen modische Nivellierungen des Glaubens an Jesus Christus. Bezeichnend dafür ist seine Wortmeldung auf der Würzburger Synode, als es um Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit ging: „Die Betonung der Selbstverwirklichung scheint mir aber nicht beängstigend . . . zu sein. Sie ist vielmehr hilfreich; allerdings müßte erwähnt werden, daß Selbstverwirklichung kein Egoismus sein kann . . . Denn der Mensch als dialogisches Wesen verwirklicht sich selbst gerade im Überschreiten seines Ichs in Richtung zum Du. So muß also der Zusammenhang zwischen der Liebe zu Gott und den Menschen einerseits und

menschlicher Selbstverwirklichung andererseits bewußt gemacht werden. Im Vollzug des Glaubens in seinem Vollsinn vollzieht sich Selbstverwirklichung.“ Was mich am meisten beeindruckte, war die Art und Weise, wie Bischof Reuss sich verhielt, wenn er mit seinen Anliegen und sorgfältig formulierten Wortmeldungen auf abwehrende Höflichkeit, auf Nicht-Eintreten und auf kirchlichen Gegenwind stieß.

Soweit man dies von außen sagen darf, war es gerade das Aushalten der Spannungen, ohne sich gekränkt zurückzuziehen oder sich verbittert gegen andere auszulassen, was Eindruck und Nachdenklichkeit hinterließ. Damit meine ich eine innere Freiheit, gelegen oder ungelegen pastorale Anliegen zu benennen und sie einer verantwortbaren Lösung zuzuführen, dem erkannten Anliegen aber auch mit umsichtiger Geduld treu zu bleiben, wenn es im einzelnen kirchenoffiziell noch nicht mehrheitsfähig erscheint und Widerspruch auslöst. Weder verstummte er, noch ließ er sich den Mund verbinden. In der dichten Bedeutung des Wortes erlebte man ihn verlässlich bzw. zuverlässig: treu den Menschen und dem erfaßten Anliegen gegenüber. In diesem seinem Verhalten glaubte man eine große Ehrfurcht vor dem einzelnen Menschen zu spüren und gleichzeitig eine Art von Ausdauer, die geduldig und unbeirrbar um die Langzeitwirkung berechtigter Anliegen „weiß“; ganz anders als bei jenen, die viel oder alles wissen . . . und doch nichts ahnen.

Bischof Reuss war viel krank. Er hat viel gelitten; sicher auch an der Kirche. Auch ihm blieb nicht erspart, daß er mit dem, was ihm auf dem Herzen brannte, nicht im erwarteten oder berechtigten Umfang zum Zuge kam. Auch in der Kirche werden oft gerade „Frühreife“ totgeschwiegen, in die Isolation und damit oft in die Gefahr von Resignation, Häme oder Verhärtung abgedrängt, in ihren Motiven nicht erkannt oder gedemütigt, gemieden oder ausgegrinst. Erst viel später entdecken wir dann, daß mit ihnen eigentlich ein Frühwarnsystem geschenkt war, um andrängende pastorale Probleme und Fragen zu erkennen.

Für Bischof Reuss möchte ich annehmen, ohne dem Menschen Josef Maria Reuss gegenüber indiskret zu werden, daß die Art und

Weise seines Aushaltens von Spannungen, die „engagierte Gelassenheit“ zwischen Spannungspolen und auch die gütige und freilassende Geduld nicht unbedingt seinem Naturell entsprachen. Immerhin gehört es auch zur Biographie dieses Mannes, daß er in der Vorhalle von St. Peter in ein Gerangel mit dem Konzilssekretär, Erzbischof Felici, verwickelt wurde, als er im Zusammenhang mit den Entwürfen für das Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel ein kritisches Gegendokument verteilte . . . Vermutlich wurden die befreiende Offenheit und menschliche Verfügbarkeit von Bischof Reuss durch krasse Herausforderungen und durch das eigene Ringen um die Wahrheit im intensiven Dialog mit anderen zum Prozeß und zur „Geschichte“ seines Lebens; im besten Sinn des Wortes steckte somit er selber hinter seinem Verhalten. – Und damit verbunden sehe ich eine innere Freiheit für die Menschen und sich selbst gegenüber, aber auch eine tiefe religiöse Dankbarkeit, die um die in Jesus Christus geschenkte Hoffnung „weiß“, aber auch um die Wege und die „Zeit“ der Menschen. Eine solche Freiheit weiß wohl auch um die eigenen und von außen kommenden Versuchungen und Erpressungen zur Unfreiheit; aber sie lernt auch zu unterscheiden, daß wehleidige Selbstbemitleidung, die sich in der Rolle des „Opfers“ stets erneut zum Dauerthema macht, oder aggressive Härte und intolerantes Aufrüsten im kleinen – bei allem oft damit verbundenen Pathos gegen die Aufrüstungen im großen – nichts fruchten und noch weniger heilen.

Letzten Endes geht es dabei um die Freiheit zur Liebe, d. h. zur mittragenden und entlastenden Solidarität im Aushalten von Wirklichkeit (auch von Wirklichkeit der Kirche), an deren Widerstand diese Freiheit doch auch reifen und erstarken kann. – Damit sind wir zum Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Mag man nun die Situation in der Kirche als „Winter“ empfinden oder sich in einem vermeintlichen Zwischenhoch „sonnen“, die jeweilige kirchliche Großwetterlage kann nicht letztes Motiv oder Entschuldigungsgrund dafür sein, sich für die Sendung der Kirche bzw. für eine glaubwürdige und menschenfreundliche Kirche ins Spiel zu bringen

oder sich davonzustehlen. Günstige kirchliche Wetterbedingungen bzw. dauerndes Frühlings- oder Sommerwetter wurden von Jesus weder gebracht noch verheißen; ebensowenig, daß das Christentum in seiner authentischen Währung gesellschaftlich immer leicht mehrheitsfähig sei. Vielmehr ist ihm die Sendung aufgetragen, in Wort und Tat dafür einzutreten, daß die Menschen aus dem Glauben an den gekreuzigten und auf-erweckten Jesus in der Materialität der Lebenslast und Lebensfreude Hoffnung schöpfen. Bei allen Wetterlagen nun einander Mut zu machen zu den vielen kleinen und größeren Schritten der großen Option Hoffnung auf Jesus Christus, das scheint das Gebot der Stunde und einer jeden Stunde in der Kirche zu sein. – Dies gilt auch dann, wenn Gewitterwolken wie Lagerbildungen, zentralistische Tendenzen, Polarisierungen sowie die Erfolglosigkeit kirchlichen und christlichen Redens das Arbeiten im „Weinberg des Herrn“ zu erschweren scheinen. Aber die großkirchliche Wetterlage darf auch wieder nicht so verallgemeinert werden, daß wir ihre Fiktion im kleinen imitieren und die Kraft zu langem Atem bzw. zum Langstreckenlauf verlieren. Die vielen kleinen und größeren Schritte der großen Optionen hätten vielmehr der Sorge zu gelten, daß auch im Winter das Brot wächst (I. F. Görres) und Nahrung zum Leben ausgeteilt wird.

Diese Freiheit zu den kleinen Schritten und zu dem heiter und ernst zugleich wirkenden „langen Atem“ konnte man m. E. bei Bischof Reuss spüren. Es zeigte sich darin eine reiche Mitte, die sich und anderen Freiheit gewährt und Eigenverantwortung zutraut, und die nicht moralistisch forciert, wo etwas nur reifen und wachsen kann. Mit dieser inneren Freiheit steht durchaus im Einklang, daß Bischof Reuss die Probleme und Fragen – ohne Seitenhiebe oder verletzenden Unterton – beim Namen nennen konnte und ein „fester“ Gesprächspartner blieb, wenn es galt, falsche Wege aufzuzeigen oder billige Umwege und irreführende Holzwege als solche zu erkennen. Das sind aber letztlich nur andere Bezeichnungen für die Fähigkeit, andere Menschen in ihre eigene Verantwortung zu entlassen und ernst zu nehmen, im wahrsten Sinn des Wortes „verfügbar“ und zu Dien-

sten zu sein. – Man könnte die Erinnerungen an Bischof J. M. Reuss in seinem bischöflichen Wahlspruch zusammenfassen: „Daß sie das Leben haben.“

Walter Dirks

Ida Friederike Görres' Leiden an der Kirche

Mit ihrem „Brief über die Kirche“ hat Frau Görres vor über 40 Jahren die innerkatholische Kritik an der Kirche eröffnet. Was sie an Schwächen und Mängeln (insbesondere des Klerus) aufzeigte, erweckte damals heftige Gegenwehr; an den „sündhaften“ Strukturen der Kirche formulierte Görres noch kaum Kritik. red

Im August 1946 erschien in der 5. Nummer der im April desselben Jahres gegründeten „Frankfurter Hefte“ Ida Friederike Görres' „Brief über die Kirche“. Er war im deutschen Sprachgebiet meines Wissens der Anfang der später fast normal gewordenen innerkatholischen Kritik an der Kirche. „Über“ diese Kirche wollte die Autorin schreiben – genauer wäre es gewesen, das „über“ in „gegen“ und in „für“ aufzulösen. Dabei hat für heutige Augen das „gegen“, das sich fast ausschließlich mit Mängeln im Priestertum befaßt, ein durchaus geringeres Gewicht als das gläubige Bekenntnis zur Kirche, dem Ort der Wahrheit Gottes und unseres Heils. Die Aufregung, die der von der Autorin und der Redaktion sorgfältig vorbereitete Brief damals hervorgerufen hat, können wir heute kaum noch nachvollziehen. Frau Görres' Kritik betraf fast ausschließlich fatale Schwächen und Mängel, nicht aber eigentlich problematische Strukturen der Kirche. So ist der Autorin, die den Priester durchaus auch als „Bruder“ sieht, seine „väterliche“ Autorität eher noch wichtiger; die Problematik des Amtes und der „drei Ämter“ der Kirche ist nicht gesehen; der Pflichtzölibat bleibt unbestritten; der gegenreformatorische Charakter der vorkonzi-